

Wie wir wissen

Die Perspektiven ändern sich: Wo stehen MUSEEN HEUTE und was steht morgen an? Ein Debattenbeitrag aus der empirischen Kulturwissenschaft

Die Beziehung von Museum und Wissen – das ist eine verwickelte Geschichte. Wie wir wissen, entstehen Museen als Häuser des Sammelns, Bewahrens, Forschens, Ausstellens und Vermittelns in der »Sattelzeit« um 1800, an der Wende zur Moderne in Europa. Sie entstehen in einer Zeit, in der mit der Französischen Revolution die alte Ordnung ins Wanken gerät und das Licht der Aufklärung den religiösen Aberglauben zu überstrahlen beginnt. Wenn Georges Bataille die Öffnung des Louvre in eine Linie mit der Guillotine stellt, so stehen beide – Museum und Guillotine – zugleich in diesem Licht der Aufklärung und unter dem neuen Wissensregime des »Sapere aude!« (Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! Immanuel Kant). Wie wir wissen, war das Wagnis des Wissens eines, das sich nicht allein philosophisch an den Dingen abzuarbeiten gedachte, sondern fundamental auch von den Dingen, der empirischen Welt, auszugehen begann. Sammlungen wurden angelegt, Gesammeltes anders betrachtet. Die Geschichte der Öffnung des Louvre mit den Sammlungen des französischen Königs wurde oft erzählt: als eine Geschichte der ausgeweiteten Teilhabe und der Überführung von fürstlichem Privateigentum in die »öffentliche Hand«, in Besitz und Eigentum der Nation. Diese Umschichtung der (Vermögens-) Werte lässt sich auch als eine Verwandlung der Dinge von Insignien der Macht, des persönlichen Geschmacks, der fürstlichen Potenz und Idiosynkrasie in Dinge des Wissens deuten. Diese Transformation, die andernorts ähnlich verlief, initiierte eine Verwissenschaftlichung der Sammlungen und eine Popularisierung des zunehmend verwissenschaftlichten Wissens.

Vielfach aus bestehenden Sammlungen heraus entwickelten sich wissenschaftliche Disziplinen: die Kunstgeschichte hier, die Naturgeschichte da, von der Wissenschaft des Lebens und der Lebewesen (Biologie, Zoologie) schied sich jene vom Menschen (Anthropologie) und jene von den »fremden Völkern« (Ethnologie) etc. Und zwar nicht selten ganz handfest entlang der Sortierung, Klassifizierung, Kategorisierung, Hängung, Reihung, baulichen Trennung von Sammlungen, von Dingen des – jetzt zunehmend disziplinären und disziplinierten – Wissens. Wie wir wissen, expandierte das Museum bald beträchtlich: Es differenzierte sich nach Gattungen aus, es besetzte immer neue Themen, es eroberte immer weitere Teile der Welt, es verschlang immer größere Massen an Dingen, es involvierte, informierte, inkorporierte – bei allen Schwellen – auch eine immer größere Menge Menschen. Das ist die Geschichte des öffentlichen Museums als Anstalt des Wissens der Welt.

Heute können wir diese Geschichte von Museum/Wissen nicht mehr so erzählen, zumindest nicht mehr einfach so, affirmativ. Denn diese Geschichte ist ebenso eine von Wissen wie eine von Herrschaft, Macht, Gewalt. Und sie ist es nicht auch oder ausnahmsweise, sondern zugleich, in einem.

Der Philosoph Michel Foucault hat uns gezeigt, wie Wissen und Macht im Großen und Kleinen zusammenhängen, wie der Zusammenhang in Formen des einschließenden Ausschlusses (re-)produziert wird, wie Diskurse Grenzen des Sag- und Denkbaren bestimmen, wie bestimmtes Wissen – abweichendes, lokales, nicht-kodifiziertes, gefährliches – unterworfen wird und wie mächtige gesellschaftliche Institutionen – Schule, Universität, Psychiatrie, Gefängnis,

auch: Museen – hier wirken. Manches Wissen schließen die Institutionen als gültiges, anerkanntes, befriedetes in ihren Kanon ein, anderes und andere sperren sie aus, sperren sie weg.

Die feministische Wissenschaftstheoretikerin Donna Haraway hat nicht nur überzeugend die rassistischen und familialistischen Dioramen des American Museum of Natural History auseinandergenommen, sondern vor allem für die Verortung, Verkörperung und Standpunktgebundenheit von Wissen sensibilisiert. Wer sich selbst als neutral sieht, verschleiert nur eine spezifische Position. Gegen eine hegemoniale, »unmarkierte« (d. h. männliche, weiße, westliche) Objektivität, die sich mit dem »göttlichen Trick, alles von nirgendwo aus sehen zu können«, die Macht der Bezeichnung sichert und die Spielregeln des Wissens bestimmt, postuliert Haraway mit ihrem Konzept der »sitierten Wissen«: »Die Moral ist einfach: Nur eine partielle Perspektive verspricht einen objektiven Blick.«

Gayatri Spivak, postkoloniale Theoretikerin und Vermittlerin, hat im Begriff der »epistemischen Gewalt« die Gewalt- und Ausbeutungsverhältnisse ergründet, die in Wissensordnungen eingeschrieben sind und von diesen ausgehen. Koloniale Wissensproduktion dekonstruiert sie als Herrschaftstechnik, die durch mächtige, oft binäre Unterscheidungen und Hierarchisierungen anhaltend wirksam wird: Subjekte und Objekte des Wissens, Eigenes und Fremdes, Männer und Frauen, the west and the rest – jene, die für sich sprechen (können), und jene, von denen und für die gesprochen (gezeigt, vermittelt, gewusst ...) wird. Dekoloniale Denker*innen wie Anibal Quijano und Walter Dignolo haben die

Perspektive im Begriff der »Kolonialität« ausgeweitet. Dieser bezeichnet nach Jens Kastner und Tom Waibel »das strukturelle Fortwirken kolonialistischer Muster in Ökonomie, Politik und Kultur auch nach und jenseits kolonialer Herrschaft«. »Kolonialität der Macht« und »Kolonialität des Wissens« sind dabei nicht zu trennen. Wie wir wissen, was wir wissen, was als Wissen zählt und auch wer weiß, prägt nicht nur unseren Blick auf die Welt, sondern globale politische und ökonomische Verhältnisse.

Auf einer anderen Schiene wissen wir, etwa von dem Soziologen Pierre Bourdieu, wie Museen und sonstige Institutionen der Kultur ein bestimmtes Wissen, ohne dass wir es immer wissen, in unsere Körper einzeichnen: Was sich gehört und wie man sich gibt, wer sich wie bewegt und was uns das sagt, welche Sprache und Kleidung, welcher Geschmack und welches Auftreten uns als was sozial zu erkennen geben. Museen formen Habitus; durch den zwanglosen Zwang ihrer »civilizing rituals« (Carol Duncan) vermitteln sie implizites Wissen über Zugehörigkeiten, Klassen und Milieus, selbst in Versuchen des bewussten Bruchs mit überlieferten Formen.

Kurz: Die Institution Museum und das Wissen, das sie schafft, sind historisch aufs Engste in koloniale, patriarchale, nationale, eurozentrische, rassistische, kapitalistische, extraktivistische, objektifizierende und verändernde, hierarchische und herrschaftsstabilisierende Praktiken und Strukturen verstrickt. Von den Erschütterungen dieser Erkenntnisse – und es sind nur wenige exemplarische Positionen genannt – ist das Museum, wie wir wissen, nicht unberührt geblieben. Zumal deshalb nicht, weil die Kritiken nicht allein von den Schreibtischen akademischer Wissensproduktion aus formuliert wurden, sondern weil Museen seit Jahrzehnten sehr konkret, oft von außen, damit konfrontiert wurden: Feministische Künstler*innen und Aktivist*innen prangerten den strukturellen Ausschluss von Frauen im Kunstbetrieb an (oder den Einschluss nur als Sujet männlicher Repräsentation). Migrantische und diasporische Initiativen thematisieren die eklatanten Wissenslücken in den Sammlungen, Narrativen und Belegschaften von Museen. Post- und dekoloniale Initiativen skandalisieren das massenhafte Horten von Raubgut und menschlichen Gebeinen im Zeichen kolonialrassistischer Wissensproduktion. Die Aufzählung ließe sich fortsetzen. Was sie verbindet, ist nicht nur die handfeste Kritik an Traditionen und Repräsentationen, sondern der Versuch, den

Raum des Museums selbst zum Schauplatz der Auseinandersetzung über die Frage zu machen, welches und wessen Wissen zählt, und ihn sich zugleich als Ort für anderes Wissen und andere Formen der Wissensproduktion anzueignen.

Die Kunstvermittlerin und Kuratorin Nora Sternfeld verfolgt in ihrem Buch »Das radikaldemokratische Museum« in diesem Sinne Strategien, die traditionellen, machtformigen Praktiken des Museums gegenhegemonial zu wenden. Die üblichen Aufgaben des Museums formuliert sie dabei spezifisch um. Aus Sammeln, Bewahren, Forschen, Ausstellen, Vermitteln wird: das Archiv herausfordern, den Raum aneignen, Gegenöffentlichkeit organisieren, alternatives Wissen produzieren, Bildung

Museen können
Wissen
kanonisieren
und herrschende
Ordnungen
stabilisieren,
aber auch den als
selbstverständlich
angenommenen
Kanon und das
gesellschaftlich
Gewusste
infrage stellen.

radikalisieren. Auf radikaldemokratischer und hegemonietheoretischer Grundlage geht es ihr darum, das emanzipatorische Potenzial des Museums auszuloten und seine demokratische Sprengkraft im Hinblick auf sich selbst zu aktivieren. Im Geiste der Institutionskritik, doch darüber hinaus, entwirft sie Museen als Handlungsräume, die jenseits der Repräsentation auf Involvement, Positionierung und Intervention in gesellschaftliche Auseinandersetzungen setzen. »Dem agonistischen Zugang zufolge«, zitiert sie die Politikwissenschaftlerin Chantal Mouffe, geht es dabei um eine Praxis, »die sichtbar macht, was der dominante Konsens tendenziell verdunkelt [...] mit dem Ziel, all jenen eine Stimme zu

geben, die innerhalb des Rahmenwerks der existierenden Hegemonie zum Schweigen gebracht werden«.

Was »der dominante Konsens« zu einer jeweils gegebenen Zeit ist und was er »verdunkelt«, was das »Rahmenwerk der existierenden Hegemonie« ausmacht, was es ein- und ausschließt und in welcher Weise es zu torpedieren und transformieren sei – das ist jeweils aktueller politischer Analyse anheimgestellt. Sicher ist: »Alternatives Wissen« meint nicht nur anderes Wissen, andere Narrative, andere Stimmen oder Verknüpfungen, sondern Gegengeschichten, antagonistische Positionierungen, »oppositionelles« Wissen. »Alternatives Wissen« stellt sich auch nicht allein gegen oder neben den Kanon des wissenschaftlichen Wissens, sondern fordert gerade den »Alltagsverstand« heraus. Mit dem kommunistischen Theoretiker Antonio Gramsci, auf den das Konzept der Hegemonie zurückgeht, nach dem moderne Formen von Herrschaft nicht in erster Linie auf Zwang und Gewalt, sondern auf Zustimmung und Konsens beruhen, kommt dem »Alltagsverstand« eine zentrale Rolle zu. Alltagsverstand grundiert den Konsens und stabilisiert Hegemonie. »Alternatives Wissen« verunsichert hingegen, was als normal und selbstverständlich gilt; es erschüttert, langsam, aber sicher, den festen Bestand dessen, was fraglos gilt. Museen und Sammlungen als Institutionen der Zivilgesellschaft kommt hier eine spezifische Rolle zu. Sie haben, wie Sternfeld schreibt, »nicht nur die Funktion der Präsentation von Objekten und Dokumenten oder der Repräsentation von Geschichte. Sie produzieren Wissen und können den Horizont dessen, was öffentlich gesagt werden kann, verschieben«.

Museen können also beides: einerseits Wissen kanonisieren und herrschende Ordnungen stabilisieren und andererseits den Kanon, das als selbstverständlich Angenommene und gesellschaftlich Gewusste, infrage stellen, Wissensordnungen ins Wanken bringen und durchaus konflikthaft, d. h. politisch, neu aushandeln. Sie tun das im Grundsatz seit jeher, in ihren Präsentationen, Programmen, Sammlungen und Sichtungen, in ihren Methoden und Arbeitsweisen, in ihren Wissensansprüchen und auf Basis ihrer anerkannten Autorität als Wissensinstitutionen. Wie sie es tun, entlang welcher Linien, zu welchem Zweck, mit welcher Perspektive und welchem Erfolg – das ist eine Frage der jeweils spezifischen historischen Bedingungen, der Positionierungen und gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse.

Was aber sind nun konkrete Fragen im Verhältnis Museum und Wissen, die heute drängen? Was wissen wir, wo stehen wir und was steht an? Nur fünf Schlaglichter:

Archive, Sammlungen, Datenbanken: mächtige Trennungen, neue Verbindungen?

Museen generieren und speichern Wissen. Dabei können sie kaum anders als auf zuvor gesammeltem Wissen aufzusetzen, das in Dingen, Datenbanken, Sammlungen, Strukturen etc. eingeschrieben ist. Wenn dieses gleichermaßen geprägt ist von Lücken und mächtigen Einschreibungen, dann kehrt es selbst im Versuch des Bruchs noch wirkmächtig wieder. So sind Museen etwa auf zahlreichen Ebenen Komplizenhaft verstrickt in die moderne Trennung von Natur und Kultur. So schreiben sie in ihren Datenbanken überkommene (etwa rassistische) Beschreibungen und Zuordnungen fort. So greifen neueste digitale Infrastrukturen oder die Algorithmen künstlicher Intelligenz auf überliefertes Wissen zu, wo es oft unwillkürlich wirksam wird.

Es bleibt mithin eine dauernde Aufgabe, sich am traditionellen Wissen der Institution, jedes einzelnen Hauses wie der Institution Museum an sich abzuarbeiten und die Kämpfe mit den Geistern der Vergangenheit als integralen Bestandteil der Arbeit an »alternativem Wissen« zu verstehen und zu vermitteln.

Das Wissen der vielen

Längst kursiert in Museen – in manchen mehr, in anderen weniger – das Konzept geteilter Expertise. Nicht zuletzt im Zeichen einer »Kultur der Digitalität« (Felix Stalder), die weit über das Digitale hinausweist, wissen wir, dass Wissen von vielen geschaffen wird, oft dezentral und vernetzt. Museen, die traditionell auf das wissenschaftliche Wissen weniger gebaut und vertraut haben, öffnen sich anderen Träger*innen und Formen von Wissen: Expert*innen des Alltags, Expert*innen der Zivilgesellschaft, Expert*innen aus Herkunftsgesellschaften oder »communities of implication« (Erica Lehrer), anderen Epistemologien und Kosmologien. Citizen Science, Stadtlabore, Formate künstlerischer Forschung, Formen des Austauschs über disziplinäre, professionelle und institutionelle Grenzen hinweg schaffen Kontaktzonen des Wissens als »public spaces of collaboration, shared control, complex translation, and honest disagreement« (James Clifford).

Museen lösen sich so zunehmend von der einseitigen Verkündigung von Wissen und nähern sich Räumen des Mit-Wissens. Im Bild der Mit-Wisserschaft erweist sich das Museum als grundlegend relationales Gefüge, das Wissen stets als kollaborative Praxis begreift, dabei historische und gegenwärtige Bezüge aufnimmt, verschiedene Träger*innen und Formen von Wissen ins Verhältnis setzt und im Grundsatz selbst menschliche und nichtmenschliche Akteure einschließen kann. Die Frage bleibt, wie Museen als Räume des Mit-Wissens radikaldemokratisch zu organisieren und zu positionieren, zu gestalten, zu pflegen, offenzuhalten und zu schützen sind.

Ware Wissen versus Wissen als Commons

Museen agieren nicht im luftleeren Raum. Wenn Wissen als Ressource erkannt ist, wird es auch als Ware attraktiv. Die Kommerzialisierung von Wissen, gerade des Wissens der vielen, ist nicht zuletzt im Zeichen des Plattformkapitalismus virulent geworden. Konnte Robert K. Merton in den 1940er-Jahren noch überzeugend vom »Wissenskommunismus« der Wissenschaften schreiben, in dem Wissen relativ frei geteilt und der kapitalistischen Verwertung entzogen ist, sind wir davon in Zeiten neoliberaler »Fabriken des Wissens« (Gerald Raunig), auch zunehmender Konzentration im Markt der Wissenschaftsverlage, weit entfernt. Museen sind hier in etwas anderer Position, doch gleichwohl müssen sie sich fragen und fragen lassen, wie sie agieren. Museale (Wissens-)Sammlungen müssen als öffentliches Gut der Privatisierung entzogen bleiben oder werden. Mehr noch: Das öffentliche Museum des Wissens der vielen muss – über Schritte wie Open Access etc. hinaus – nach seinem Selbstverständnis ein Terrain der Arbeit am Gemeingut Wissen werden. Indem sich Museen aktiv als »knowledge commons«, als Wissensallmende, begreifen, können sie zu paradigmatischen Orten einer Vergesellschaftung von Wissensarbeit werden.

Wenn Wissen nichts hilft

Insbesondere im Zuge der Klimakrise ist deutlich geworden: Mit Wissen allein ist es nicht getan. Die Kluft, die sich zwischen dem gesicherten Wissen über den menschengemachten Klimawandel einerseits und dem Ausbleiben von adäquatem politischem und gesellschaftlichem Handeln im Angesicht der dräuenden Katastrophe andererseits auftut, ist als

»knowledge-action-gap« vielfach beschrieben worden. Museen sind dabei in einer ungemütlichen Situation: Ihr Kerngeschäft der Information und Wissenskommunikation, so unerlässlich und vielfach unausgeschöpft es ist, stößt hier an seine Grenzen. Natürlich gilt es zu informieren, zu kommunizieren, zu überzeugen, so viel und so gut es geht. Doch was, wenn alles Wissen, selbst wenn es ankommt, nicht hilft?

Zunächst müssen Museen selbst ins Handeln kommen, bei ihren Bauten, ihren Ausstellungen, der Pflege ihrer Sammlungen. Doch es braucht mehr: Über ihre Rolle als Wissensinstitutionen hinaus müssen sich Museen im öffentlichen Raum als Verbündete eben jener gesellschaftlichen Kräfte positionieren, die aktiv für eine veränderte, zukunfts-gerechte, wissens- und evidenzbasierte Politik eintreten. Was für die Klimakrise gilt, gilt für gesellschaftliche Felder wie Antirassismus, Migration, Demokratie gleichermaßen. Jenseits ihrer Rolle als Räume des Wissens sind Museen hier als Räume der demokratischen Versammlung und Verhandlung gefragt, als aktive Akteure in den (kultur-)politischen Auseinandersetzungen der Gegenwart.

»Alternatives Wissen« im gegenwärtigen Diskurs

Abschließend nochmals zum Begriff und Konzept »alternatives« Wissen, Verschiebung des »Horizonts dessen, was öffentlich gesagt werden kann«. In der gegenwärtigen Lage klingt dies nicht nur hoffnungsvoll progressiv. Seit die Trump-Regierung in den USA mit dem Begriff der »alternative facts« zum Angriff auf die deliberativen Grundlagen der Demokratie blies, seit Verschwörungserzählungen auf den Straßen und in sozialen Medien im Aufwind sind, seit eine in Teilen gesichert rechtsextreme »Alternative« für Deutschland offene Wissenschaftsfeindlichkeit salonfähig macht, hat der Begriff einen anderen Klang. Und auch die Rechten haben ihren Gramsci gelesen: Die Verschiebung des öffentlich Sagbaren von rechts – am deutlichsten in den Angriffen gegen die Migrationsgesellschaft und die Rechte von Geflüchteten – prägt das politische Klima nicht nur in diesem Land.

Für Museen als Institutionen der Aufklärung (in ihrer ganzen Ambivalenz und Dialektik) ergeben sich in dieser Situation entscheidende Prämissen: Sie müssen, erstens, der wachsenden Skepsis und Infragestellung wissenschaftlichen Wissens beherzt entgegentreten. Sie müssen im besten Sinne klassisch und emphatisch Aufklärung betreiben, evidenzbasiert agieren und informieren, Transparenz und Klarheit schaffen, nicht

zuletzt im Hinblick auf ihr eigenes Tun. Zugleich dürfen sie, zweitens, nicht der Versuchung erliegen, im Angesicht gefühlter Defensive wieder Zuflucht bei einem autoritären Positivismus zu suchen, um sich in der geschleiften Wagenburg unhinterfragter Wahrheitsansprüche zu verschanzen. Sie müssen (weiter) in aller Radikalität ihre historischen und gegenwärtigen »knowledge claims« zur Diskussion und Disposition stellen, diese offensiv entschleunigen statt autoritär absichern. Wenn Museen, wie es oft heißt, in der Öffentlichkeit besonderes

Vertrauen und große Glaubwürdigkeit genießen, werden sie dem nicht dadurch gerecht, dass sie darauf vertrauen, dass man ihnen glaubt. Das Vertrauen zahlen Museen zurück, indem sie sich und das von ihnen produzierte Wissen permanent, glaubwürdig und schonungslos hinterfragen. Sie können sich dabei, drittens, nicht sicher sein, dass die Destabilisierung und Verunsicherung von Wissensbeständen und -autoritäten automatisch emanzipatorische Effekte zeitigt. Wenn Museen sich auf den Weg machen, im radikaldemokratischen

Sinne »alternatives Wissen« zu produzieren, müssen sie klug sein, ihre Schritte sorgsam wählen, sich mit anderen verbinden und verbünden und vielleicht auch manche Brücke bauen – damit sie als Räume des Wissens konsequent und kontinuierlich den Alltagsverstand herausfordern und gegenhegemoniale Perspektiven darauf stärken, was wir wissen und wie wir wissen.

Text JOACHIM BAUR,
Kulturwissenschaftler und
freier Kurator

Berliner Museumsverband Institutionen diskutieren ihren Wandel



Eindrücke von der Jahrestagung im November 2023

Was verstehen wir unter Wissen, und wie gehen wir mit Wissen im Museum um? Unter dem Titel »Wissen im Wandel. Eine Neuverortung des Museums!?« lud der neu aufgestellte Berliner Museumsverband am 27. November 2023 zu seiner Jahrestagung auf die Zitadelle Spandau ein. Die rund 330 Anmeldungen verwiesen schon im Vorfeld auf einen großen Gesprächsbedarf zum Thema. Viele Museen haben sich auf den Weg gemacht, hinterfragen ihren Wissensbegriff und erproben neue Strategien des Produzierens, Erhaltens, Bewahrens, Dokumentierens, Teilens, Erweiterns und Kommunizierens von Wissen.

Joe Chialo, Senator für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt, und die stellvertretende Spandauer Bürgermeisterin

Carola Brückner begrüßten zum Auftakt die Gäste der Museen Berlins und anderer Bundesländer. Die Keynotes von Manouchehr Shamsrizi, Emilia Roig und Joachim Baur spannten einen Bogen von digitalen Innovationen und Gaming über intersektionale Perspektiven auf Wissensgerechtigkeit bis hin zur historisch-systemischen Analyse von Museen und ihrem Umgang mit Wissen.

Eine Podiumsdiskussion mit Natalie Bayer (FHXB Friedrichshain-Kreuzberg Museum), Gülşah Stapel (Stiftung Berliner Mauer), Matthias Stier (Deutsches Technikmuseum) und Rebecca Wolf (Staatliches Institut für Musikforschung) führte in die Museumspraxis und verdeutlichte unterschiedliche Perspektiven auf eine

mögliche Neuverortung der Museen. Ein vielseitiger Praxis-Slam stellte konkrete Projekte und Aktivitäten unterschiedlicher Museen vor, die neue Wissenspraktiken erproben.

Das intensive Programm sorgte für viele, teilweise sehr kontroverse Diskussionen. Sie zeigten die unterschiedlichen Perspektiven auf das Thema und den Bedarf einer fortlaufenden Auseinandersetzung über ein zukunftsfähiges Verständnis von Wissen im Museum. Die Konsequenzen für das Selbstverständnis und die Außenwahrnehmung von Museen sollen weiter diskutiert werden. Der Berliner Museumsverband wird 2024 dafür gemeinsam mit Berliner Museen zu vertiefenden Workshops einladen.